

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

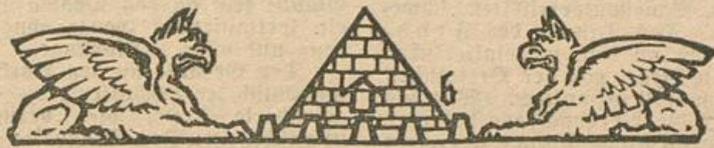
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

22.8.1926 (No. 34)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 34



22. Aug. 1926

## Erna Scheidt / Zur Geschichte des Theatervorhangs.

Die Entwicklungsgeschichte dieses auf den ersten und oberflächlichen Blick nicht eben wichtig und bedeutungslos scheinenden Objektes führt mitten hinein in die Geschichte des Dramas, der Bühne, der Inszenierung. Sein Dasein oder Fehlen, die Rolle, die er spielt, lassen mit mathematischer Sicherheit Rückschlüsse zu auf die jeweilige Entwicklungsstufe von Drama und Theater, und so erfreut sich dieses Stück Stoff einer besonderen Bedeutung und ist mit keinem entsprechenden Gegenstand eines anderen Kunstzweiges vergleichbar.

Es ist bekannt, daß die Theatergeschichte einen herzlich jungen Zweig der Forschung darstellt, und daher sind zusammenhängende Untersuchungen über dieses Spezialgebiet noch kaum vorhanden, nicht einmal für eine einzelne Epoche. Indessen ist eine Streife durch das Gebiet mehr als lohnend und liefert eine Fülle bunten Lebens und zuweilen — z. B. für die Epochen der Renaissance, Shakespeares, Lessings, Goethes — ungeahnte und erstaunliche Aufschlüsse. Da wir weder über den Vorhang bei den Ändern, noch über den des griechischen oder römischen Altertums wirklich unterrichtet sind, beginne ich gleich mit den mittelalterlichen Spielen.

Ueber das vernachlässigte siparium sagt Klein: Es ist ein kleiner, auf der Bühne angebrachter Teppichvorhang, dem Minus in der Komödie eigentümlich. Dazu führt er aus Juvenal (Schol.) an: velut sub quo latet paradoxi — ein Vorhang, hinter dem sich die unerwartet Auftretenden aufhalten. Und Creizenach sagt (Geschichte des neueren Dramas I): Der Minus wurde auf dem vordersten Raum der Bühne gespielt, der durch einen Zwischenraum von der Bühnendekoration abgetrennt war.

Daß das Mittelalter jeden Begriff von der antiken Bühne verlor und darüber sehr abenteuerliche Vorstellungen hatte, ist eine Sache für sich. Jedenfalls verbindet nichts das Theater der alten Völker mit dem mittelalterlichen als die gemeinsame Abkunft, der religiöse Kult. Aber so weisensfremd z. B. griechischer Geist dem christlichen, so westensfern ist griechisches Theater, griechisches Drama dem mittelalterlichen, das einer andern Weltanschauung entstammend, auch anderer Ausdrucksmittel sich bedient.

Die typisch mittelalterliche Inszenierung: statt unseres Nebeneinander ein Nebeneinander, das von heutigem Illusionsbegriffen nichts weiß. Die Spieler ziehen bei Beginn allesamt auf ihre Standorte und warten, bis die Handlung zu ihnen kommt. Im alten Spiel von Pauli Bekehrung muß Ananias von Anfang an im Bett liegen und auf die himmlische Aufforderung warten, die ihm befiehlt, sich zu erheben.

Die dramatische Vorführung der Ereignisse aus der Heiligen Geschichte sollte denselben Zweck haben, wie die mittelalterliche Kunst überhaupt: didaktischen. Der Glaube soll gestärkt werden. Die naiven Zuschauer betrachten die leibhaftige Darstellung der Begebenheiten als Beweis für ihre Wirklichkeit und Wahrheit. Schon daher das Streben nach anschaulicher Vorführung, das erleichtert wird durch das System der getrennten Standorte. Einen Vorhang in unserem Sinn kann dieser mittelalterliche Apparat natürlich nicht haben.

In Frankreich aber, das in den szenischen Effekten am weitesten gediehen war, hat man im Auferstehungs-Mysterium des Jean Michel durch Entfernung eines Vorhanges die ganze Vorhölle vor den Zuschauern enthüllt. Der Vorhang also als Spannungselement. Man verbirgt dahinter etwas, das, wenn er weggeschafft wird, viel stärkere Wirkung tut, als wenn es schon

von Anfang an sichtbar wäre. Dies Ueberraschungsmoment ist dem Vorhang eigen, auch dem eigentlichen Theatervorhang, der dem Dekorations-, dem Szenenwechsel dient und gebunden ist an einen festen Schauplatz.

Die Ort der Meistersingerbühne, die vielleicht auf ihrem hinteren Teil Dekorationen anbringen und mit dem „Altarraumsvorhang“ abschließen konnte, ist die Kirche. Daß kein Vorhang zur Verhüllung der Gesamtbühne vorhanden war, beweisen neben den technischen Schwierigkeiten gewisse Momente in den Schauspielen. Fest steht der dauernde Dekorationswechsel des Meistersingerdramas. Landschaftliche Szenerie — immer schwerfälliger darstellbar als Interieur — ist jedenfalls gesprochen worden, wie in dem anonymen Nürnberger Susanna-Drama von 1534, wo es heißt:

dieser gart ist gar hübsch und schön,  
von kreutern und viel blumen grün,  
welchen so euch zu sehen gult,  
gar scharpf brillen ihr haben mußt.

In dem Augenblick, wo an die Stelle des Nebeneinander das Nacheinander tritt, steht der Dichter vor der Notwendigkeit, Personen, die ihre Schuldigkeit auf der Bühne getan haben, fortzubringen — im Stück, wo sie andern Platz machen müssen, wie am Ende. Daher denn die jahrhundertlang lebenden Aufforderungen oder Erinnerungen, daß es Essens- oder Schlafenszeit sei oder draußen was zu sehn. Denn es ist ja kein Vorhang da!

Mit der Aufteilung tritt ein Meer von Neuerungen seinen Siegeszug an, ausgehend von Italien. Zunächst indessen ein paar Worte über die sog. „altenglische“ Bühne. Es ist die dreiteilige mittelalterliche Bühne, ihrer eigentlichen Bedeutung — Himmel, Erde, Hölle — natürlich entkleidet, mit einem festen, für alle Stücke gleichen architektonischen Hintergrund. Die drei Bestandteile waren nebeneinander verwendbar. Der Hauptspielraum, die Vorderbühne, ist ins Publikum hineingerückt, also von drei Seiten von ihm umgeben, wobei sich auf dieser Bühne noch Logen für die Zuschauer befinden. Sie ist neutraler Schauplatz und kann jeden Ort bedeuten. Von einem Vorhang für diesen Hauptspielplatz kann selbstverständlich keine Rede sein. Das genaue Bild der Einrichtung muß aus den damaligen Dramen erschlossen werden oder aus zeitgenössischen Neuerungen.

Jedenfalls hatte die Hinterwand über sich einen Balkon, zwei Türen rechts und links, dazwischen eine Oeffnung, die vorn durch einen verschiebbaren Vorhang abgeschlossen war. Zum erstenmal ist diese Einrichtung nachzuweisen im Spiel von der Königin Esther 1561, wo sich im Hintergrund des Schauplatzes ein Vorhang findet, hinter dem beim Verlassen der Bühne der König Abasveros verschwindet. Ob aber in dieser Zeit der Vorhang einen dahinter liegenden altovenartigen Raum abschloß, ist noch die Frage. Beispiele für einen solchen verschiebbaren Vorhang im Hintergrund haben wir auf der niederländischen Bühne im Spiel vom Heiligen Trudo 1540. Wann diese Hinterbühne mit dem Vorhang als Abchluss aufkam, läßt sich nicht feststellen. Für Marlowe gilt sie jedenfalls. Das Bedürfnis nach Charakterisierung der Dargestellten hat schon im mittelalterlichen Mysterium zu plastischen Dekorationen — den Häusern geführt. Es ist anzunehmen, daß mit dem Schwinden des Systems der getrennten Standorte die Erfindung des Vorhangs der Reizung des Publikums für szenische Audeutung ihr Dasein verdankte.

Das Publikum ist noch ebenso illusionsträftig zwar wie im Mittelalter, erschafft Dinge, die nicht da sind, in seiner Phantasie und verändert wie bei den damaligen Spielen den Ort, wenn die Schauspieler „march about the stage“ (Bühnenanweisung zu „Romeo und Julia“ 1. Akt, d. h. Romeo geht mit seinen Freunden von der Strake in Capulets Haus). Aber unterstützt wird die Phantasie jetzt schon: unter der Hölle des Timon von Athen oder der des Bellarius im Cymbelin haben wir uns die Hinterbühne zu denken. Sie ermöglicht durch den Vorhang sogar die Darstellung intimer Stimmungsbilder: Marlowe eröffnet seinen Faust mit derselben Szene wie Goethe: nach dem Prolog öffnet sich der Hintervorhang, und man erblickt den Doktor an seinem Studiertisch, in Betrachtungen versunken. Im allgemeinen kann Shakespeares nicht zwei Szenen unmittelbar hintereinander legen, die dekorativen Aufbau verlangen. Es ist festzuhalten: Shakespeares Dramen wurden möglichst ohne Pausen gespielt, der Aktenschnitt kommt ja nicht in Betracht. Shakespeare muß also zwischen zwei solcher Szenen immer eine schieben, die auf der Vorderbühne spielbar ist.

Italien ist die Heimat der neuen Dinge.

Es ist Burckhardt, der das Nichtvorhandensein der italienischen Tragödie mit zurückführt auf das Ueberwiegen des dekorativen Elements, der Augenlust, des Schauspiels. Schon das geistliche Drama hat hier nicht im Wort den Schwerpunkt liegen, sondern in der Ausstattung, in Maschinerien, Schickpulvereffekten, schwebenden Engeln, leuchtenden Tauben. Das Drama des Frühhumanismus hält noch vielfach fest an dem mittelalterlichen System der getrennten Standorte. Die Regel von der Ortseinheit (die Aristoteles nicht hat) wird erst um 1570 formuliert. Was das System der getrennten Standorte für die Vorhangfrage bedeutet, wissen wir — die vielgliedrige dezentralistische Anlage der *sacra rappresentazione* ist für Schöpfungen, getragen von dem hier herrschenden Geist, unhaltbar. Es muß sich eine neue Bühnenform bilden für Schöpfungen, die einem andern Gedanken, einer andern Welt und auch nicht dem didaktischen Ziel entspringen, möglichst alles vor Augen zu führen. Der andere Inhalt verlangt eine neue Form. Im Gegensatz zum mittelalterlichen macht das humanistische Drama literarische Ansprüche. Das mittelalterliche System besteht daneben fort: bekanntlich ist die Renaissance ja nur die Kultur einer Oberschicht! Nicht aber mit der intensiven Beschäftigung mit den alten Dichtern (Plautus, Terenz, Seneca als erster Tragödiendichter) erhebt die neue Bühne, nicht der literarische Humanismus bringt sie, sondern der neue Renaissancegeist mit den erwachten Sinnen. Daß die Komödien der beiden Akten auf einem öffentlichen Platz spielten, in dessen Hintergrund die Häuser der beteiligten Hauptpersonen sichtbar waren, ging schon aus den überlieferten Texten hervor. Zu Anfang sucht man dem Ding noch sehr einfach gerecht zu werden: die Häuserreihe im Hintergrund wird ersetzt durch Zellen — durch Aufschriften über ihnen wird angedeutet, wessen Haus eine Zelle darstellen soll. Man muß sich gegenwärtig halten: italienische Renaissance heißt Zeit Bramantes, Raffaels, Lionardos, heißt Zeit der bildenden Künste, die wir zunächst mit dem Auge erfassen. Die Freude am Schauen ist ein Charakteristikum des Renaissancemenschen. 1508 bei der Aufführung der *Cassaria*, Ariosts erster Komödie, stoben wir zum ersten Male auf die Gabe des Zeitalters an die Bühne: die Perspektive (in Ferrara).

Dazu kommt ein zweites: Schon 1502 schreibt Isabella d'Este von Ferrara aus, wo sie an den Hochzeitsfestlichkeiten für den Prinzen Alfonso und Lucrezia Borgia teilnahm, an ihrer Gattin, wie ihr die klassischen Komödien selbst meist langweilig vorgekommen seien, und wie sie dafür ihre ganze Aufmerksamkeit den Zwischenspielen zugewandt habe. Zur Charakterisierung dieser Zwischenspiele, „Intermedien“, benutze ich eine allerdings drei Menschenalter spätere Schilderung: Achille Peri über eine Aufführung von Guarinis pastor fido 1598, aus einer Zeit also, wo die Verwandlungskünste schon ausgedehnt sind (etwa seit Mitte dieses Jahrhunderts): „Im ersten Intermedio waren die klassischen Gesilde in Form von Gärten dargestellt. Goldregen fiel vom Himmel, in einer Wolke auf einem von Flauen gezogenen Wagen erschien Juno, und am Himmel erblickte man den Regenbogen, auf dem Iris saß. Später öffnete sich die Erde, die Unterwelt zeigte sich als brennende Stadt, und Charon setzte mit seiner Barke über den Fluß Lethe. Ebenso großartig sind die übrigen Intermedien.“

Dieser Bericht zeigt ganz wundervoll, welche Keime von Anfang an in dieser Richtung lagen. Das ist die Bühne, die den ersten ganz modernen Theatervorhang aufweist. Er wird zum erstenmal erwähnt bei der Aufführung der *Suppositi* des Ariost, die am 6. März 1519, am Karnevalsontag vor Papst Leo X in Szene ging.

Was sagt uns diese Einrichtung des Vorhangs? Ich zitiere dazu Serlio: Malereien geschichtlichen oder mythologischen Inhalts an den Fassaden sind nur geeignet, den seitlichen Eindruck zu verstärken. Ebenso wirksam sind gemalte Statuen, scheinbar aus Marmor oder Bronze, die jedoch in solcher Ferne vom Zuschauer angebracht sein müssen, daß er sie nicht von der Seite sehen kann, also ihre Unkörperlichkeit nicht bemerkt, und die Illusion nicht getrübt wird. Weiterhin empfiehlt er, die Fenster der Vorderfassaden von hinten zu beleuchten, mögen sie nun aus Glas oder Karton oder bemalter Leinwand sein — zur Erhöhung der Illusion.

Immer wieder springt einem das Wort „Illusion“ in die Augen. Wir haben hier zum erstenmal die bildhafte Gestaltung

des Schauplatzes im modernen Sinn, zum erstenmal die volle Illusion eines Wirklichkeitsausschnittes. Der Vorhang trennt von den Zuschauern eine zweite Welt.

Keine geistig bedeutende Schöpfung, die des saenischen Wechsels nicht entraten könnte, hat den Boden gegeben für den Vorhang, sondern eine Bühne voll Pomp und Glanz, auf der die Hauptrolle gespielt wird von bunten, zusammenhanglosen allegorischen Bildern, und vor allem gab ihn die Absicht, dem Publikum die Bühne vor Beginn des Spiels zu verhüllen. Die Einheitsbühne begünstigt den Vorhang keineswegs: am Akttschluß leert sich die Bühne, im Zwischenakt bleibt die Szene offen — die eine feste Dekoration gilt ja für das ganze Stück! Sollte allerdings der Fall eintreten, daß die Einheitsforderung fiele, dann bleibt der perspektivische Dekorationspunkt, der nach Gefallen wechseln darf. Und dieser Fall tritt ein mit einer Kunstform, für die eine Anlehnung in der Antike nicht möglich ist: mit der Oper. Sie kann ohne Vorhang nicht sein. Die klassizistische Richtung aber, die ihren Höhepunkt erreicht mit der französischen Tragödie, weist nicht die Eigenhaft auf, die Voraussetzung ist für die wichtigste Rolle des Vorhangs: den Akttschluß bei voller Bühne. Maßgebend blieb bis ins 18. Jahrhundert der Satz des Donat: Akttschluß hat einzutreten, wenn die Bühne leer ist, wenn in der Tragödie der Chor, in der Komödie die Flötenspieler einsehen. Daran naturgemäß nicht gerüttelt werden, solange der Glaube lebt an das Dogma der drei Einheiten. Das Drama ist ein fortlaufendes Ganze ohne Wechsel des Orts und der Handlung und ohne Zeitsprünge.

Der Gedanke an den Vorhang ist für den Einheitsdogmatiker unmöglich, er erschütterte die Elemente seines Werkes. Er schuf gesonderte Teile, die „vernünftige“ Einheit wäre vernichtet. (Gottsched in: Von Tragödien oder Trauerspielen 2. Teil, X.)

Der Zwang, im Zwischenakt leere Bühne zu haben, muß bemäntelt werden und tunlichst natürlich aussehen. Daher fordert Hedelin wie Corneille: keiner darf ohne Grund kommen oder gehen. Freilich — schon im Frankreich von 1667 setzt man über diese Regel weg: Ich zitiere wieder Hedelin: „Man bringt Vorhänge an, die man aufzieht und fallen läßt, um die Schauspieler erscheinen oder verschwinden zu lassen, Vorhänge, die zu nichts weiter gut sind, denn als Pressbedeckung zu dienen.“ Als Verlegenheitsmittel bei Szenenwechsel hat man ihn von der italienischen Oper herübergenommen. Auch in Deutschland, 1627 wird die erste Oper — *Daphne* nach Rinuccini — durch Opitz und Schütz auf das deutsche Theater gebracht. 1669 hat Kormarts Polyneus an zwei Akttschlüssen die Vorschrift: „die Tapeten fallen“, und in seinen Beiträgen zur kritischen Distorie spricht Gottsched von einem Wallenstein drama des 17. Jahrhunderts (von Haugwitz), das durch Niederlassen der Gardine „die Actus abtheilet.“

Gottsched steht auf strengstem Standpunkt. In der Vorrede zum *Cato* klagt er: „Die Personen gehen und kommen wieder, ohne daß man weiß warum, und die Schaubühne bleibt oft leer, wennleich noch keine Handlung aus ist“, und in der kritischen Dichtkunst: „Die Poeten... helfen sich auch zuweilen mit dem Vorhang, den sie fallen lassen und aufziehen, wenn sie zwei Zimmer zu der Fabel nötig haben.“

Um 1590 schon hat der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig das System der englischen Komödianten übernommen. Es ist das System der oben besprochenen Shakespearesbühne — neutrale Vorderbühne, durch Vorhang abschließbare Hinterbühne mit der Möglichkeit dekorativer Andeutung. Mit diesem System haben wir im 18. Jahrhundert allgemein zu rechnen.

Zusammengefakt: man hatte das praktische englische Bühnensystem, hatte nicht mehr die in den Zuschauerraum geschobene Vorderbühne, die unverschiebbar war, hatte die Möglichkeit, den Opernvorhang zu verwenden — und schleppte sich in den Einheitsketten des Klassizismus. Mit der Zerstörung der drei Einheiten wäre die Möglichkeit gegeben für neue künstlerische Wirkungen, weil dann die Bühne am Akttschluß nicht geleert zu werden braucht. Dann werden Schlüsse unmöglich wie der in Diderots „Hausvater“ 1758, der schlecht mit einer segnenden Gruppe und den Worten des Hausvaters: „O wie grausam, wie süß ist es, Vater zu sein!“ — und im Aufzug verlassen alle die Bühne. Das findet sich bei dem nämlichen Diderot, der mit der Entleerung eines „Natürlichen Sohnes“ zum erstenmal die moderne Auffassung der Bühne als einer zweiten in sich geschlossenen Welt durchzudenken versucht, das Stück würde auch ohne Publikum aufgeführt. Und nur durch Zufall bekommt es einen Zuschauer. Aber trotzdem gerade eine solche Auffassung nach dem Vorhang schreit — wir sehen vorhin, die italienische Perspektivbühne zieht ihn nach sich, weil sie eine zweite Welt gibt — Diderot bringt ihn nicht.

Wir erwarten ihn dann von Lessing. Von Lessing, der die französischen, klassizistischen Einheiten bekämpft. Aber sogar an Stücktschlüssen hat er ihn nur dreimal, am Ende des Jungen Gelehrten, nach Sara Sampson, nach dem Nathan. Und wie denkt er über die Akttschlüsse im Stück? Im 45. Stück der *Samburaischen* Dramaturgie verlangt er: „Die Personen müssen ihr Fortgehen begründen und im Zwischenakt das tun, weswegen sie die Bühne verlassen haben.“ Das erinnert an — Gottsched. Und weiterhin: „Sonst kann ja auch der Lampenputzer herauskommen und sagen: Meine Damen und Herren, bitte treten Sie ein wenig ab. Die Zwischenakte sind des Pubsens wegen erfunden, und was hilft das Spielen, wenn das Parterre nicht sehen kann?“

Als durch den Einfluß der Oper das Bedürfnis der Ausstattung vor allem des bürgerlichen Dramas wächst, und als noch

daß die Einheiten über den Haufen gerannt werden, da spürt man nicht, daß auch der leere Aktabschluss nur ein Trümmerbrocken des Aktes ist, nur ein Notbehelf. So bleibt Vesting dabei, einfach, weil er ihn nicht als Teil des Ueberwundenen erkennt. Das erste deutsche Drama, in dem an einem Aktabschluss innerhalb die Personen auf der Bühne bleiben, ist der Goek (IV). Aber hier ist ein Dina für sich, das mit Theaterwirklichkeit nichts zu tun hat. „In diesem Gedicht stehen wir nicht vor dem Theater. Der Dichter dachte bei der Komposition in keinem Augenblick an die Bühne“ (Tietz, Der junge Tischlermeister).

Marktstetne bieten 1769 und 1787: in den 1769 erscheinenden „Mittelschulbigen“ hat Goethe noch den motivierten Abgang der Personen: Am Schluß des 2. Aktes sagt Alceste: „Er (der Diener) schläft, gleich will ich hin, mit Lärm ihn aufzuwecken. Wenn er der Täter ist, verrät er sich im Schreien.“ Das ist getilgt in der Ausgabe von 1787. Goethe hat die Entdeckung gemacht, daß der Vorhang einen Aktabschluss bei voller Bühne gestattet. Der dritte Akt des „Ganont“ (Märchen: „So laß mich sterben, die Welt hat keine Freuden auf diese“) wäre nach dem alten Schema unmöglich. Feht läßt sich der Akt als ein in sich geschlossener Teil des Dramas abschließen und pipeln. Das Muster eines solchen Aktchlusses, der alle künstlerischen Möglichkeiten restlos erschöpft, ist der des zweiten Aktes von „Klabale und Liebe“ (Ferdinand: — Laßt sie ledig!), ein Aktabschluss, kaum zu erreichen, zu überbieten nicht. Schillers Akt- und Stückchlüsse bilden ein eigenes rühmliches Kapitel.

Zeit glänzender Aktchlüsse — Glanzzeit für den Vorhang. Hier hat er seinen Sinn. Hier ist er innerlich begründet, inner-

lich notwendig. Solange wir Dramen bauen aus mehreren Akten, und ihn nicht erleben durch Dreh- oder Schiebevorrichtungen. Die Befreiung vom französischen Regelzwang hat dieses Ergebnis gezeitigt. Das unaufhaltbare Ueberhandnehmen der Opernausstattung im Schauspiel bringt den Zwischenaktsvorhang. Von Frankreich diesmal. Ueber Norddeutschland. 1863 flact noch Sebber über die offenen Verwandlungen — freilich, wenn man schon soweit geht, alles möglichst wahrheitsgetreu auf die Bühne zu schleppen, um die Illusion zu unterstützen — dann darf man dem Zuschauer nicht zumuten, auf offener Bühne Türen mit Menschenfüßen ankommen, Fische aus dem Boden wie lebendig herauspringen zu sehen“ (Gemminger, Vorbemerkungen zum Deutschen Hausvater). Das heißt die Illusion teuer erkaufen. Laube hat wohl recht: der Zwischenaktsvorhang zerstört die organische Folge im Geiste des Zuschauers (Nordd. Theater).

Aber nicht der Vorhang ist zu verwerfen, sondern der Ausstattungszwang. Der Vorhang ist, das haben wir, nichts Selbständiges, seine Geschichte ist eine Folgeerscheinung gewisser Bedingungen, ist ein Stück Inszenierungsgeschichte.

Die moderne Einakterbewegung bedeutete nach dieser Entwicklung für den Vorhang ein Herabsinken ins Nichts. Strindberg sieht beim Fall des Vorhangs das Publikum „dem Bann des Verfälschermagnetiseurs entgleiten“ (Vorrede zu „Fräulein Julie“).

Solange wir Schiller spielen und Grillparzer und Kleisk „Homburg“ oder „Kätchen“, solange wird der Vorhang leben, weil den einschneidenden Aktabschluss nur er geben kann.

\* \* \* / Der Kapitän am Brurhein.

Wie sich Philippsburg vor 300 Jahren vor den Franzosen verteidigte.

Von der Duelle bis zur Mündung rauschen die grünen Wasser des Rheins durch deutsche Lande. Alemannen sitzen seit uralter Zeit an beiden Ufern des Oberlaufes, und fränkisch-deutsches Volk wohnt auf beiden Rheinufeln bis hinunter zum Meer. Als der deutscheste aller Ströme lebt der Fluß im Herzen unseres Volkes. Nie ist er die Grenze zwischen Völkern gewesen, und weitab von seinem linken Ufer erst beginnt welches Volkstum. Aber dem französischen Staat ist es im Laufe der letzten Jahrhunderte gelungen, Schritt für Schritt nach Osten vorzudringen und endlich Fuß am deutschen Strom zu fassen. Nicht dem französischen Volkstum ist dieser Schritt bis an den Rhein geglückt. Nach wie vor spricht, fühlt und denkt das Volk auf dem linken Rheinufer von der Duelle bis zur Mündung deutsch, wenn es auch heute zum Teil unter fremder Herrschaft leben muß, oder sich an der Mündung und am Ursprung des Stromes ein eigenes staatliches Dasein, getrennt vom Reiche, geschaffen hat. Daß diese staatliche Abspaltung eines Teiles der oberdeutschen Alemannen und der niederdeutschen Franken, Sachsen und Friesen zustande kam, daran ist in der Hauptsache die auf Zertrümmerung des Deutschen Reiches drängende französische Politik schuld. Ihr ist es auch gelungen, einen Teil der oberdeutschen Franken und der Alemannen unmittelbar unter ihre staatliche Herrschaft zu zwingen. Frankreich hat uns vor drei Jahrhunderten das urdeutsche alemannische Elsaß und das ebenso gut deutsche fränkische Lothringen mit Betrug gestohlen und mit Gewalt geraubt. Wir haben uns diese deutschen Gauen vor 55 Jahren zurückgeholt, bis sie vor abermals 8 Jahren wieder in die Hand des Feindes fielen. Der französische Staat hat jetzt im Südwesten des Deutschen Reiches sich schon die Einfallsforte geöffnet, die er sich vor 300 Jahren schon einmal geschaffen hatte. Dort auf dem südwestlichen Teil Deutschlands lastet auch heute wieder schwer die Hand des Franzosen. Offen und schußlos liegt deutsches Land vor dem Eroberer. Unsere festen Stützpunkte am Rhein sind nicht mehr, und kein Bollwerk trotzt heute dem Eindringling, wie dies bei Beginn der französischen Raubzüge in Alemannen- und Frankenland der Fall war.

Seit dem Dreißigjährigen Kriege war

das deutsche Bollwerk am Oberrhein

die fürstbischöflich spanische Stadt und Festung Philippsburg, um deren Besitz sich Franzosen und Deutsche fast zwei Jahrhunderte stritten. Heute gehört Philippsburg zum Land Baden. Die Landschaft am rechten Ufer des Rheins bei Philippsburg und Bruchsal wird Brurhein genannt. Das Wort bedeutet soviel wie Bruchstein, d. h. eine von toten Armen des Rheins durchzogene Gegend.

Als der Dreißigjährige Krieg begann, hieß die Stadt Philippsburg noch Udenheim und im Udenheimer Schloß residierte der Erzbischof von Speyer, Philipp Christoph v. Sötern. Deutschland, besonders Süddeutschland, war in zwei feindliche, durch Religionshaß, Habgucht und Eroberungslust erbitterte Hälften geschieden. Die Autorität des Kaisers und des Reichstages lag ohnmächtig darnieder. Das Bistum Speyer war nach allen Seiten hin umgeben von den Ländern protestantischer Fürsten und Stände, den Gebieten des Herzogs von Württemberg, des Markgrafen von Baden-Durlach, des Kurfürsten von der Pfalz, der Reichsstadt Speyer. Der Fürstbischöf Philipp Christoph erkannte das Mißliche seiner Lage, er organisierte eine allgemeine Landesbewaffnung und errichtete Bürgermilizen. Damals war auch schon die Umwandlung der offenen Residenzstadt Udenheim in eine Festung in vollem Gange, trotz aller Versuche der umwohnenden Fürsten, den Festungsbau zu verhindern. Die Festungsanlagen

wurden nach den neuesten festungsbautechnischen Erfahrungen gebaut. Albrecht Dürers, des großen Malers, Holzschnitzers, Kupferstechers und Kriegsbauemeisters, des Begründers der wissenschaftlichen Befestigungskunst, geniale Gedanken sind in ihrer grundlegenden Bedeutung in den Philippsburger Festungswerken ebenso zu erkennen, wie die Grundsätze Daniel Specters, des Erbauers der Befestigungen von Ingolstadt, Hagenau, Ulm, Kolmar, Basel und Straßburg, des großen deutschen Kriegsbauemeisters, der in Wahrheit zum großen Teil der Schöpfer derjenigen Ideen ist, die später fälschlicherweise den Franzosen Bauban und Cormontaigne zugeschrieben wurden. Auch die Erfahrungen, die in den damals noch nicht zum Abschluß gelangten niederländischen Freiheitskriegen gemacht worden waren, wurden in der wasser- und sumpfreien Gegend verwertet, d. h. als Baustoff für die Herstellung der Wälle an den hierfür in Frage kommenden Punkten der Erde, und als Hindernismittel das Wasser. Das Kommando in der neuen Festung übernahm der wehrhafte Bischof selbst; unter ihm befehligten 1621 die Hauptleute Jakob Stephant, Caspar Baumberger von Rauenberg und Johann Ludwig Reutner. Im Jahre darauf war der Festungsbau beendet, und der Name Udenheim wurde zu Ehren des Namenspatrons des Bischofs, des Apostels Philippsburg, in Philippsburg umgewandelt. Die militärischen Angelegenheiten verlor Philipp Christoph nicht aus den Augen, doch konnte er infolge seiner Erwählung zum Kurfürsten von Trier und der dadurch bedingten häufigen Abwesenheit den Oberbefehl über die Philippsburger Garnison nicht mehr selbst führen. Deshalb setzte er am 23. April 1624 Caspar Baumberger von Rauenberg zum „Hauptmann und Wachtmeister der Festung Philippsburg“ und zum „Kapitän am Brurhein“ ein.

Der Kriegsschauplatz schob sich unterdessen nach den Erfolgen Tillys und Wallensteins und nach dem Leipziger Sieg Gustav Adolfs über Tilly immer weiter nach Süden. Die neue Kriegskunst der Schweden schien von nun an zu triumphieren. Tilly und Wallenstein und mit ihnen das ganze kaiserliche Heer waren Vertreter der Kriegskunst, die die Spanier ausgebildet und zur höchsten Blüte gebracht hatten. Die spanische Infanterie war bis vor kurzem die erste der Welt gewesen. Ein Exerzieren nach modernem oder römischem Begriff kannten allerdings die spanischen Truppen ebensowenig wie diejenigen fast des ganzen übrigen Europas.

Dieses Exerzieren kannten die schwedischen Truppen Gustav Adolfs. Der König hatte es nach dem Vorbild der Holländer Moritz und Wilhelm Ludwig von Dranien in seinem Heer eingeführt. Für die damalige Zeit war das holländische Exerzieren vorbildlich. Die beiden Dranier waren bei ihren militärischen Studien auf die Zweckmäßigkeit der römischen Manipulartaktik aufmerksam geworden und hatten die 50 Mann tiefen und breiten spanischen Tercios in Kompanien zerlegt, die nur 10 Mann tief, dafür aber um so breiter waren. Auf diese Weise konnten bedeutend mehr Riflen in der Front zur Verwendung gelangen als bei den spanischen Tercios. Auch die Zwischenräume zwischen den Kompanien waren zahlreicher und gaben infolgedessen willkommene Gelegenheit, mehr Musketiere in vorderer Linie aufzustellen. Man ahnte schon damals die Ueberlegenheit des Infanteriefeners über den Bajonettstoch.

Die „Königin der Waffen“, die Pike,

begann zu sinken. Ähnlich wie bei der spanischen Schlachtordnung gab es auch bei den Holländern ein zweites Treffen von Pikentierkompanien, die dazu bestimmt waren, Lücken im ersten Treffen

zu schließen. Der schwedische König war sogar noch weiter gegangen als die Holländer: seine Pionierkompanien waren nur sechs Glieder tief. Diese Zerlegung der Heeresfront in kleine selbständige Einheiten hatte eine höhere Vorbildung und Ausbildung der Offiziere im Führen der Truppe notwendig gemacht. Moris und Wilhelm Ludwig von Dravien hatten zum ersten Male die wissenschaftliche Theorie in die Reihen der Offiziere getragen und sind so die Väter des modernen Offizierkorps geworden. Gustav Adolf war auf dieser Bahn weitergeschritten. Durch pünktliche Bezahlung, Exerzieren und die Erziehung des Offizierkorps war die Disziplin in der holländischen und schwedischen Infanterie im Vergleich zu der anderer Länder wesentlich gehoben worden. Alles in allem kann man wohl sagen, daß die schwedische Infanterie nach besser ausgebildet und diszipliniert war als die holländische. Aber auch auf dem Gebiet der Ausbildung der Reiterei nahm der Schwedenkönig eine führende Stellung ein. Auch hier überlieferte er seinen Lehrmeister, den Reformator der mittelalterlichen Reiterei, Heinrich IV. von Frankreich. Die berittenen Edelleute und die deutschen „Reitres“ Heinrichs IV. waren nicht mehr die schwergerüsteten Lanzenreiter des Mittelalters, sondern leicht berittene, mit leichten Schutzpanzern aus Leder versehene Reiter, deren Hauptwaffe die Pistole war. Sie fochten in Gevierthaufen, Eskadrons genannt, die meist 15 Rotten breit und ebensoviel Glieder tief waren. Im Schritt ritten die Eskadrons an die gegnerische Infanterie auf ganz nahe Entfernung heran. Das vorderste Glied setzte sich dann in Trab, hielt dicht vor der gegnerischen Schlachordnung, gab eine Salve aus den Pistolen ab, trennte sich dann zur Hälfte nach rechts und links — die Karakole — schwenkte um die Flügel der Eskadron herum, schloß von hinten wieder auf das hinterste Glied auf und ließ die Pistolen, was ziemliche Zeit in Anspruch nahm. Inzwischen gab in genau der gleichen Weise Glied auf Glied seine Salve ab, bis das erste Glied wieder vorn stand und von neuem zum Angriff anreiten konnte. Gustav Adolf formte diese schwerfällige Kampfart, die von den Reitern aller Heere angenommen worden war, um. Nur das erste Glied der Eskadrons gab eine Pistolenalve ab, dann setzte sich das ganze Geschwader in beschleunigte Gangart und brach mit dem Pallastich in den Feind ein. Auch die Artillerie hatte in der schwedischen Armee Verbesserungen erfahren. Die Geschütze waren gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bedeutend verbessert worden und spielten bei Belagerungen auf Seiten des Angreifers und Verteidigers eine große Rolle. Der Schwedenkönig erwarb sich das Verdienst, eine leichte Artillerie für den Bewegungskrieg, eine Feldartillerie, zu schaffen.

Mit seinem ausgezeichneten Heer vertrieb der Schwedenkönig die am Rhein stehenden spanischen Truppen des deutschen Kaisers. Am 13. September 1631 hatte er bereits Mainz und Oppenheim eingenommen, und wenige Tage später lag die Philippsburger Gegend der ersten Schweden. Gustav Adolfs Verbündeter, der Herzog Bernhard von Weimar, überrumpelte Mannheim, und der schwedische Oberst Horned besetzte Spener, das mit den Schweden ein Bündnis abschloß. Gernmersheim und Neustadt a. d. Hardt räumten die spanischen Truppen freiwillig. Nur noch die Stadt Heidelberg und die Festung Philippsburg setzten dem Vordringen des Feindes einen Damm entgegen.

Der Kurfürst von Spener, Philipp Christoph, der seit der Demütigung seiner Nachbarn, seit der Niederlage Friedrichs V. von der Palz am Weißen Berge bei Prag und seit seiner Erhebung zum Kurfürsten von Trier auf dem Gipfel seiner Macht angelangt war, wollte die Früchte jahrelanger Sorgen und Anstrengungen nicht wieder aus den Händen geben. Ihm fehlte jener Edelmut und jene Charakterstärke, mit der er der Sache des Kaisers auch im Unglück hätte treu bleiben müssen. Er verzweifelte an dem Waffenglück des Kaisers und sah sich daher nach einer anderen Macht um, die imstande war, ihn auf der erliegenen Höhe irdischer Größe zu halten. Angesichts der Fortschritte der Schweden wandte sich Philipp Christoph an Frankreich. Ludwig XIII. hatte schon im Januar 1631 mit Gustav Adolf ein Bündnis geschlossen; jedoch nicht, um die deutschen Protestanten zu unterstützen — bekanntlich verfolgte er ihre Glaubensbrüder in seinem Lande —, sondern nur in der Absicht,

#### das Deutsche Reich zu zersplittern

und die Macht des Kaisers zu brechen. Am 9. April 1632 unterzeichnete Philipp Christoph den Vertrag mit der französischen Krone, nach dem das Kurfürstentum Trier und das Hochstift Spener in den Schutz Frankreichs gestellt und die Festungen Ehrenbreitstein und Philippsburg den Franzosen übergeben werden sollten. Dann erließ er verschiedene Bekanntmachungen, in denen er seine Untertanen von seinen Abmachungen mit den Franzosen in Kenntnis setzte. Im Volke aber wurzelte so viel Gefühl für deutsche Ehre und Treue, daß es das Beginnen seines Fürsten nicht billigte. Allgemeiner Unwille entstand in den Städten Trier und Spener in der Bevölkerung und unter der Besatzung der Festung Philippsburg. Deren Kommandant, der Obristlieutenant Baumberger, hatte schwere Gewissenskonflikte durchzukämpfen. In ihm tritt die Abhängigkeit an seinen Landesherren mit der Treue zu Kaiser und Reich, zu deutschem Land und deutschem Volk. Und die Treue zum Deutschtum siegte. Auf des Kurfürsten Schreiben vom 2. Mai 1632, worin ihm befohlen wurde, den französischen König als seinen Herrn anzuerkennen und dessen Truppen zur gemeinsamen Verteidigung in die Festung aufzunehmen, kündigte er dem Bischof den Dienst auf und erklärte, daß

er sich nimmermehr zur Untreue am Reich werde gebrauchen lassen. Er entließ die Soldaten und Offiziere ihrer bisherigen Pflicht und warb sie für den Dienst des Kaisers. „Blut und Leben“ rief er aus, „will ich lassen in Verteidigung meiner Festung, jedoch nur für das Deutsche Reich und den Kaiser!“ So standen die Dinge in Philippsburg, als Philipp Christoph am 20. Juli mit einer Abteilung Franzosen von der Armee des Marschalls Effiat vor der Stadt erschien, um die Franzosen vertragsgemäß in die Festung einzuführen. Baumberger schlug es ihm rundweg ab und bemerkte, „daß er nunmehr mit seiner unterhabenden Garnison in Ihrer Kaiserlichen Majestät Diensten, auch in derselben Namen die Festung aufs äußerste defendieren und wider alle Gewalt aufzubalten willens sei.“ Er machte bald alle Vorbereitungen, um für eine Belagerung gerüstet zu sein, und ließ zu diesem Zweck zunächst die Neustadt und die Fischerhäuser am Rhein niederbrennen. Der Kurfürst mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen; Philippsburg blieb vorderhand gut lagerlich.

Gegen Ende des Jahres 1632 legte sich das Kriegsgemümel am Rhein, da Gustav Adolf alle verfügbaren Streitkräfte zu seiner Verstärkung gegen Wallenstein von da abberief. Nur kleinere Korps blieben zurück, um Philippsburg zu beobachten. Baumberger ließ tüchtige Streifzüge in die Umgebung machen und den Schweden auf jede Weise Abbruch tun. Im Mai bekamen die Schweden wieder die Oberhand; am 5. fiel Heidelberg, die treue Stütze der Philippsburger Besatzung. Der schwedische Reichstanzler Oxenstierna beschloß, die drei Plätze Philippsburg, Hagenau und Breisach, die den Stützpunkt der kaiserlichen Stellung am Rhein bildeten, an gleicher Zeit zu belagern. Das vor Philippsburg liegende Beobachtungskorps des Obristen Schmidberger wurde um 4000 Mann verstärkt. Die Philippsburger Besatzung zählte 2000 Mann Infanterie und 500 Reiter. Jetzt machte der Bischof Philipp Christoph den letzten Versuch, seinen widerwilligen Festungskommandanten zum Gehorsam zu bringen, denn er wollte seine Festung nicht in schwedische Gewalt kommen lassen, sondern sie den Franzosen übergeben. Trotz seines Bündnisses mit Frankreich hatte Philipp Christoph den Mut, sich mit einer Beschwerde wegen Verhinderung seiner Festung an den Kaiser zu wenden. Er verlangte vom Kaiser einen Erlass, kraft dessen der Kommandant Baumberger die Stadt dem Kurfürsten von Trier als dem Bischof von Spener, dem rechtmäßigen Herrn, übergeben solle. Der Kaiser erließ diesen Befehl jedoch nicht, und Baumberger wich nicht von seinem Posten. In Philippsburg herrschte Not und Elend; trotzdem wehrte sich Baumberger mit unbegreiflichem Mut. Aber immer enger Kreise zog der Feind um die Stadt, jede Zufuhr war abgeschnitten, und die Not stieg aufs höchste. Der Hunger nötigte endlich die Besatzung, an die Uebergabe zu denken. Am 3. Januar 1634, nachdem jede Hoffnung auf Entlass geschwunden war, schloß Obristlieutenant Baumberger die Kapitulation ab. Es wurde ihm freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren an der Spitze seiner sämtlichen Truppen gewährt. Seine kranke Frau erhielt die Erlaubnis, in Spener zu wohnen.

Die Einnahme Philippsburgs durch die Schweden geschah nicht nur gegen den Willen des Kurfürstbischofs Philipp Christoph, sondern auch gegen die Absichten des französischen Kabinetts. Frankreich hatte ja gerade deshalb den Schutz des Erzstiftes Trier und des Hochstiftes Spener übernommen, um in diesen Ländern

#### offene Tore nach Deutschland

zu besitzen. Es bedurfte deshalb der dringenden Bitten des Bischofs an den französischen König, Philippsburg von den Schweden zu reklamieren, nicht, da das französische Interesse selbst diese Reklamation verlangte. Aber die Schweden waren sich der strategischen Wichtigkeit der Festung bewußt und nicht geneigt, sie ihrem französischen Verbündeten zu überlassen. Es entspannen sich lebhafte Verhandlungen zwischen der Krone Frankreichs und den evangelischen Reichsständen. Auf dem Konventstag zu Frankfurt a. M. im Frühjahr 1634 forderte der französische Gesandte die Einräumung der Feste Philippsburg. Dem wurde entgegengehalten, daß das ganze Deutsche Reich, vor allem die Kurpfalz und die benachbarten Länder, die Auslieferung der Festung an Frankreich auf das empfindlichste berühren müßte; man wolle die Festungswerte lieber schleifen, als sich mit einem „so merkwürdigen Präjudicio“ beladen. Es wäre unter den Verbündeten vielleicht wegen Philippsburg zum Bruch gekommen, wenn nicht ein Ereignis einwirkte, das die Protestanten zur Nachgiebigkeit erzwungen hätte. Sie verloren am 27. August 1634 die Schlacht bei Nördlingen und waren jetzt nur mit Hilfe Frankreichs imstande, sich gegen den Kaiser zu wehren. Die Festung Philippsburg wurde deshalb den Franzosen übergeben; sie erhielt einen französischen Gouverneur, sowie 500 Franzosen und Württemberger als Besatzung.

Obristlieutenant Baumberger, der sich bei dem kaiserlichen General Gallas in der Nähe aufhielt, beschloß, die Festung durch einen Handstreich zu nehmen. Er musterte sich eine kleine Schar Freiwilliger, steckte sie in Bauerntücher, verschaffte jedem ein Bein oder einer Art und schickte sie unter dem Anschein, als ob sie Lebensmittel in die Stadt zum Verkauf brächten, nach und nach an verschiedene Stadttore, wo sie ungehindert Einlaß fanden. Als der Obrist merkte, daß sein Anschlag einen guten Ausgang nahm, sammelte er seine Kompanien in Mönzingen bei Bruchsal und rückte am 24. Januar 1635, morgens zwischen 2 und 3 Uhr, in tiefster Stille vor die Festung. Es wurden eifrig Bretter über den zugefrorenen Festungsgraben gelegt, und einige

Palisaden wurden niedergedrückt; im Nu war der Hauptwall erstiegen und die nächsten Schildwachen fielen unter den Streichen der Kaiserlichen. Unterdessen hieben die verkappten Bauern mit ihren Aexten und Beilen die Tore ein und ließen über 100 Drägoner in die Stadt, die der Besatzung in den Rücken fielen. Die Württemberger waren zwar schnell unter den Waffen und leisteten Widerstand; allein es war zu spät. Sie fielen zum größten Teil im Handgemenge; die Franzosen aber zogen sich ins Schloß zurück, das Baumberger mit Kanonen beschießen ließ und andern Tages erürnte. Zur Erinnerung an diesen Tag ließ Baumberger in der Philippsburger Münzhütte große Silbermünzen prägen. Ein Exemplar davon befindet sich im Münzkabinett zu Karlsruhe. Es ist eine einseitige Münze mit der Aufschrift: „Moneta nova aurea Philippsburg“; darunter befindet sich ein Bild Mariens mit dem Kinde. Auf der ursprünglich leeren Rückseite ist eingeritzt: „No. 1635 D. 24. Januar ist Philippsburg durch den Kaiserlichen Obristen Baumberger mit Sturm erobert worden.“

Die Wiedergewinnung der Festung Philippsburg erweckte bei allen Vaterlandsfreunden die freudigsten Gefühle. Der Kaiser ließ dem Voten, der die Siegesbotschaft nach Wien brachte, zwei goldene Ketten schenken und in allen Kirchen das „Te Deum laudamus“ singen. Baumberger aber erhielt den Grad eines kaiserlichen Obristen. Kaum drei Monate nach der Ueberrumpfung von Philippsburg kam auch die zweite Residenzstadt Philipp Christophs, Trier, auf die gleiche Weise aus dem Besitz der Franzosen in kaiserliche Gewalt. Philipp Christoph wurde dabei gefangen genommen und nach dem zum Deutschen Reich gehörenden Niederlande, dann nach Linz und später nach Wien gebracht. Hier zahlte er mit zehnjähriger Haft dem Kaiser seine Schuld. Die Domkapitel zu Trier und Speyer übernahmen die Landesregierungen. Mittlerweise hatte Frankreich dem Kaiser den Krieg erklärt. Der Kommandant von Philippsburg, Obrist Baumberger, unterstützte die Unternehmungen des Generals Gallas in der Umgegend des Bruchheims. Nachdem Baumberger die Stadt Speyer ohne Schwertstreich zur Uebergabe gebracht hatte, ließ er 400 Mann seiner Truppen auf dem linken Rheinufer stromabwärts marschieren, die Franzosen aus der Rheinschanze bei Mannheim vertreiben und die Schanze besetzen. Aber das Kriegsglück kehrte der Reichsarmee bald wieder den Rücken. Von den festen Plätzen am Oberrhein ging einer nach dem andern für den Kaiser verloren; nur noch Philippsburg war unbezungen, und Obrist Baumberger allein hielt in der drohendsten Zeit die Ehre der kaiserlichen Waffen aufrecht. Anfang September 1639 trieb er die Franzosen, die bereits Weisburg, Gernersheim, Landau und Neustadt a. d. Hardt eingenommen hatten, von Speyer zurück und eroberte die genannten Städte wieder. Im Oktober eroberte Baumberger das gesamte Geschloß der französischen Generale Longueville und Guebriant und brachte es nach Philippsburg. In den Jahren 1640, 1641 und 1642 machte er Streifzüge in die Umgegend von Hagenau, Kaufmanns-Saarburg, Elsas-Babern und Lauterburg, die teils von Erfolg begleitet waren, teils mißglückten. Die nie ruhende Tätigkeit Baumbergers hielt die Garnison und die Stadt Philippsburg stets in Atem. Oft war in der Festung kaum etwas zu essen zu bekommen, wenn die Verpflegung und die Bezahlung nicht regelmäßig eintraf, oder wenn ein Streifzug mißlungen war. Hans Jakob Christoffel von Grimmlshausen, der nach seinen Abenteuerfahrten durch Soest, Lippstadt, Köln und Paris auch nach Philippsburg kam, schildert die Zustände in der Festung eingehend in seinem Zeitbild

„Der abenteuerliche Simplicissimus“.

Die Bevölkerung litt teilweise bittere Not. Die Stadt befand sich in einem traurigen Zustand; die Vorstadt war völlig niedergebrannt, die Pfarrkirche und die Südtürme auf der Rheinseite waren teilweise abgebrochen; alle Bäume in der Umgegend waren niedergeboren.

Der letzte Akt des Dreißigjährigen Krieges begann. Die Niederlage des französisch-weimariischen Heeres bei Tuttlingen veranlaßte Frankreich, 22000 Franzosen unter dem Herzog von Enghien, dem nachmaligen Prinzen von Condé und dem Marschall Turenne im August 1644 auf das stark verchanzte bayerische Lager bei Freiburg im Breisgau vorrücken zu lassen. Obgleich die Bayern bei dem Zusammenstoß Sieger blieben, waren sie ohne die Hilfe der im Norden beschäftigten Oesterreicher doch nicht imstande, Westdeutschland zu schirmen, und mußten den

Rhein ungeschützt den Franzosen überlassen. Enghien gab die Befehlsbefugnis der Bayern auf und schickte die Weimarer in Stärke von 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern unter Turenne durch die unverteidigte Markgrafschaft Baden voraus, versah sich mit Belagerungsgeschütz in Breisach und erschien am 25. August mit 9000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie und 37 Kanonen vor Philippsburg. Die Verteidigungsmittel der Festung befanden sich in einem schlechten Zustand, denn anstatt Ergänzung ihrer Besatzung und ihres Kriegsmaterials zu erhalten, hatte sie seit den Mißerfolgen der kaiserlichen Armee nach an verschiedene kaiserliche Truppenteile Mannschaften und Kriegsmaterial abgeben müssen. Die Garnison bestand, als der Feind vor ihren Toren eintraf, nur aus 450 Mann Fußvolk und 200 Reitern. Zum Unglück für die Besatzung waren die Sumpfe und Moräste, derwegen Philippsburg lange Zeit für unüberwindlich gehalten wurde, durch die ungewöhnliche Sommerhitze des Jahres 1644 fast ganz ausgetrocknet. Der Kommandant Baumberger ließ die umliegenden Dörfer und Mühlen in Brand stecken, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen. Unterdessen näherten sich die Franzosen und errichteten ihre Bemerkungslinie, die aus Redouten und starken Verhaueu bestand. Der Festungskommandant vermochte der feindlichen Annäherung keinen anderen Widerstand entgegenzusetzen, als das Feuer seiner Geschütze, denn für Ausfälle war die Garnison zu schwach. Unter dem unaufhörlichen Donner der französischen Batterien schritten die Belagerungsarbeiten immer weiter fort. Die Belagerten unterhielten ihrerseits ein lebhaftes, verzweifeltes Feuer und fügten den Franzosen beträchtlichen Schaden zu. Allein trotz der energischen Verteidigung behielten die Angriffsbatterien zuletzt die Oberhand. Nachdem schon das Breichenschießen begonnen hatte, und als der Sturm bevorstand, schickte der Kommandant am 10. September einen Parlamentär zum Herzog von Enghien mit der Nachricht, daß er zur Kapitulation bereit sei. Die Garnison erhielt freien Abzug mit kriegerischen Ehren, d. h. „mit fliegenden Fähnlein und Standarten unter Trompetenschall und Trommelschlag, mit Ober- und Untergewehr, Kugeln im Mund, aufgerichteten Karabinern, mit aufgezogenen Säbeln und Pistolen, auch Lunteu, zu beiden Seiten brennend, mit Kraut und Lot und durfte zwei Stück grob Geschütz (Kanoncn) samt zwei Tonnen Pulver nebst den erforderlichen Kugeln mitnehmen.“ Baumberger marschierte mit seinem Häuflein Soldaten nach Heilbronn, wo der bayerische General Mercy vergeblich auf Verstärkung gewartet hatte, um Philippsburg zu entsetzen zu können.

Obrist Baumberger von Rauenberg, der den Ehrenposten am Rhein für den Kaiser so lange behauptet hatte, verschwand fortan vom Kriegstheater. 1649 lag er mit seinem Regiment in Passau, und 1650 wurden seine von der fürstbischöflich spanischen Regierung konfisziierten Güter freigegeben. Sie müssen sehr bedeutend gewesen sein, denn Baumberger nannte sich „Herr zu Rauenbera und Kirrlach, Lahr, Wischweiler und Hahnshofen“. Das Baumbergersche Hubgut in Kirrlach bestand noch bis Ende des 18. Jahrhunderts. 1635 hatte Baumberger die Besitzungen in Rauenberg und Kirrlach gekauft und 1640 den Kapuzinerkonvent in Waaghäusel aus eigenen Mitteln erbauen lassen. Dies wird durch einen Gedenkstein an der nördlichen Ecke der Wallfahrtskirche bestätigt. 1920 brannte die Kirche bis auf die Grundmauern nieder. Nur dieser Gedenkstein, auf dem sich das Baumbergersche Wappen — ein Baum, der von zwei Bären gehalten wird — befindet, blieb unverfehrt. Der Obrist Baumberger von Rauenberg, der Kapitän am Bruchheim, darf den besten Offizieren aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an die Seite gestellt werden. In diesen schweren Bettläufen hat er furchtlos und treu auch im tiefsten Unglück dem Kaiser und dem Reich, seinem Volke und seinem Vaterland die Treue gehalten.

Der große Dreißigjährige Krieg war zu Ende gegangen. Ebenso wie 70 Jahre später wurden vom Deutschen Reich urdeutsche Gane losgerissen und unter fremde Herrschaft gestellt. Staatliche Ohnmacht, wirtschaftliche Not und Elend in weiten Bevölkerungsschichten waren die Folge, damals wie heute. Wieder einmal hatte sich das deutsche Volk selbst besiegt, selbst besiegt durch innere Zerrissenheit, Uneinigkeit und Verrat, besiegt auch durch Volksgenossen, die mit den Waffen dem Feind Unterstützung gewährten, vor 300 Jahren wie 1917 und 1918, wo deutsche Stammesgenossen in beträchtlicher Zahl unter amerikanischer Flagge gegen uns im Felde standen.

Wilhelm Schäfer / Das Fräulein v. Rindken. Novelle.

(Schluß.)

11.

Das aber geschah, als der Wirt einmal die Nachricht von Ursfabren brachte, es wären Bauern in Breitbrunn gewesen, aus dem Gebirge; die hätten Kanonen herüber geführt aus Tirol, und der Krieg sei im Gang.

Sie saßen zur Nacht auf der Bank neben der Haustür, wo sie den Kahn von Ursfabren anschwimmen sahen. „Einmal kommt so der Ruf aus der Welt“, sagte der Leutnant leise zu Anna von Rindken, „der Ruf, den wir vergaßen.“ Als nun der Wirt mit den Körben dastand, und hatte die Nachricht zuerst ausgepackt, schwie er lange in sich hinein und ließ die Hand der Geliebten

los, bitter zu lachen: „Bin ich also ein Deserteur und soll die Kugel anders empfangen, als ich es dachte, so hab ich das Meine gleichwohl gehabt und will nicht hadern, daß es dahin ist. Einmal wird jede Beche bezahlt, und die meine ist überreichlich!“

So sagte der Leutnant Fehl und hatte die Hand der Geliebten nicht mehr in der seinen; aber der Wirt trat in die Stube und warf den Hut auf den Tisch, daß sie sein Haar weiß in der Dämmerung sahen. „Ehre, Pflicht und Vernunft“, posterte er, „das sind zwei Narrheiten auf einen Esel geladen: der Esel hat nichts mehr zu sagen, weil er allein der Vernünftigste ist! Ehre, Pflicht und Vernunft retten Tirol, hat mir der Martin neulich auf einem

Bettel geschrieben. Und Ihr, Herr Leutnant, steht da und jammert, daß Ihr zu spät kommt, Tirol zu verderben; auch mit Ehre, Pflicht und Vernunft! Was redet Ihr da von Deserteur und der Stugel? Da Ihr gesund sei, und Euer Fräulein hat Geld, zieht den weißen Rock aus und sucht Euch ein Plätzchen, wo keiner als Euer Verantwärteter befehlt und wo die Vernunft ohne Narrheit bei ihrem Futtertroq ist!"

So weit hatte der Leutnant Feh! den Wirt sprechen lassen; jetzt warf er ihm seinen Hut mitten ins Angesicht: „Genua des Gepsärrs!“ befahl er und griff nach der Waffe, indes der Wirt mit der Faust auf den Leutnant eindrang. Anna v. Minken jedoch stellte sich zwischen die Männer, und anders nicht, als spräche nun wirklich Vernunft zu den beiden, sagte sie traurig und bitterhellen Humors, und lächelte nicht: „Ist dieses auch um Tirol?“ Und als die Männer noch standen und aus ihrem Zorn nicht zur Vernunft kommen konnten, legte sie leise dem Leutnant Feh! die Linke auf seine Rechte: „Führe du mich hinaus!“ bat sie ernst und bot dem Wirt gute Nacht, die er höflich beglich.

Da sie mit ihrem Geliebten oben allein war, erfüllte wieder das schwellende Mondlicht den See; aber nun waren es nicht geliebene Kleider, die der Leutnant Feh! abwerfen konnte, und ihre Stube war nicht seine einsame Kammer. „Sollen wir“, sagte er läch, nachdem er lange hinter seinen Gedanken her das Zimmer gemessen hatte: „Sollen wir nach der Vernunft dieses Tirolers tun? Die Welt ist weit, und überall zieht das Geld die Freundlichkeit an. Was kümmert es dich und mich, wer Herr in Tirol ist! Konnten wir unser Glück bis heute genießen, und war doch gestern schon Krieg, warum nicht morgen? Einmal sah ich schon hier in geliebten Kleidern: sie werden dem Wirt noch immer feil sein um Geld. Ich hätte sie nie ausziehen sollen. Laß uns!“ flehte er dann und griff ihren Arm, sie zu schütteln: „Laß uns tun nach seiner Vernunft und fliehen!“

„Wohin?“ fragte Anna v. Minken und sah ihn an, der sich selber fortlaufen wollte; sie aber wußte, er konnte nicht eine Stunde den Stachel vergessen: „Da Ehre und Pflicht mitehen, was kann der Esel dir nützen?“ Und als der Leutnant Feh! den Ernst im Spott ihrer Frage erkannte, ließ er den Arm, wie an der Haustür die Hand. „So sollten wir also“, sagte er ihre Worte und wurde blaß, „so sollten wir miteinander die Reise versuchen, die wir einander zu führen ungeschickt waren!“

Aber Anna v. Minken stand an der Tür ihres Lebens, sie hatte Schuld und Segen in einem erfahren. „Warum sollen wir fliehen vor dem, was uns beglückt? Einmal wird jede Fehde bezahlt, hast du gesagt. Sollen wir Rechnerlein heißen? Mir ahnt, Brigitta und Martin, dem Sohn dieses Wirts, hat das Schicksal Fackeln gezündet, indes unsere Kerzen aufgesteckt waren. Wir müssen warten, bis sie von selber verlöschen! Denn siehe, ich weiß, du hast dies dunkel besonnen, lange vor dem, wie ich es heimlich besann, und wollten mit Worten nicht rühren an unser Glück. Denke, wir liefen nun fort, wie die Landläufer tun: das Gift dieser Stunde ließe uns überall mit und würde uns alles zerfressen. Ich sehe den Tag, wo du mir zürnest, und müßte mir bitterer zürnen, daß du Pflicht und Ehre vergahest um mich!“

So sagte Anna v. Minken, als sie die Nacht anders als sonst begannen, und ließ nicht ab, Stärke in ihren eignen Schreden zu bringen; bis sie zuletzt wieder still auf der Polsterbank saßen; und hielten einander die Hände. Wie es auch käme, gelobten sie treu, sie wollten es ehrlich bezahlen. Seinen Spruch zu erfahren, reiste der Leutnant Feh! zum Regiment; sie ging zurück in ihr Haus, dem Spruch der Welt standzuhalten wie er. „Ich bin gewiß, wir sehen uns wieder nach diesem!“ sagte sie tief in der Nacht; „und wenn es nicht wäre, uns bleibt keine Wahl, es anders als stolz zu ertragen.“

12.

Als Anna v. Minken am andern Morgen erwachte, hatte der Leutnant Feh! sie sorglich gebettet, aber er selber war fort, und als sie ihn suchte mit ihren Blicken, fand sie nur ihren Traum: sie hatten zur Frühe noch Hand in Hand dageessen, dann war sie eingeschlafen an seiner Schulter; aber sie sahen nicht hier, einer blühenden Ferne waren sie eingebettet, dunkel vor Nacht, und dennoch beleuchtet von einer gläsernen Sonne. Als ihre Hände den kühlen Boden anfühlten, griffen sie tief hinein, als wäre es Wasser; und als sie nach ihrer Mutter zu rufen begann, kazi sie gewandelt, und von ihren schreitenden Sohlen rann die Blut ab in silbernen Nissen. Schläfe nurl sagte sie lächelnd zu ihr und gina vorüber.

## Friedrich Singer / Die Sandgrube. Erzählung.

Ein lachender Frühlingstag lag über der Rheinebene. Auf den Vorhügeln der im Osten ragenden Schwarzwaldkette stand die ungeheure Masse der Obstbäume in voller Blüte. Hier draußen aber piff der Wind noch immer winterlich rau über die kahle Fläche. Trozig erhob der Kiefernwald die strenge Wand seiner künftigen Kronen und roten Säulen. Hart am ewiggrünen Bruch entlang zog sich die unerbittliche Linde, bis sie als scharfer, blauschwarzer Strich im unendlichen Horizont sich verlor.

Ein Mann kam durch die sumpfige Niederung gewandert und bestieg langsam Schrittes die trockene Kiesböschung. An der Waldecke — just am Fuße des gewaltigsten Stammes — ließ er sich nieder und überflog mit liebenden Blicken das Gelände. Da lag es vor ihm, das Paradies der Kindheit: die alte Sandgrube.

So hatte Anna v. Minken geträumt, und mehr als der Traum war ihr verronnen, da sie erwachte und sich allein auf der Polsterbank befand. „Ist er nun fort?“ fragte sie lange verwundert, ehe sie aufstand. Da sah sie ihn unten am See den Nachen ausschöpfen; und wie der Silberstrahl blühte aus seinen Händen, so ging ihr die Wirklichkeit ein, darin er sich emsig bückte, und war noch vorhanden. Und tavter begann sie, wie er, die Abfahrt zu rüsten.

Aber sie fand ihn bleich, mit unsicheren Blicken; und als er sie über den See fuhr, dachte sie erst, es wäre der Zorn an dem Wirt und dem veinlichen Abschied, daß er so schweigend in seinem Ruder Schlag hing. „Wir haben Zeit!“ sagte sie einmal und wollte ihn weden; er aber hob den Blick nicht zu ihr; und als sie ihn drängte, sagte er hart und lachte fast spöttisch: „Nun ist es wieder genau wie es war! Du bist die Starke, und ich bin der Schwächling vor dir; wir sollten die Kleidung vertauschen!“ Und als sie erschrocken die Wendung erkannte, half ihr nicht mehr die List. Sie mußte schweigen vor seinen grausamen Blicken; die Bitterkeit hing nun an ihr, daß sie verzagte.

„Bleibe nur!“ sagte er, da sie in Urfaßren waren, und hieß sie warten, wo einmal die Tante dasah. Er aber ging nach Breitbrunn den Sandweg hinauf und wollte die Wagen bestellen für sich und für sie. „In einer Stunde bin ich zurück mit den Pferden!“ sagte er noch; „beginne den Abschied indessen!“

So hatte Anna v. Minken den Spott seiner Stimme im Ohr; und weher hatte sie nicht am Abend im Nachen geseßen, da sie zu sterben hinausfuhr. Sie sah die Not des Geliebten in seiner Härte; aber nun konnte sie keine Heiterkeit finden, weil ihre Liebe keine Heiluna mehr fand. „O meine Mutter!“ klang es leise in ihr, indessen sie dasah, von ihrer Stärke verlassen.

Als wollte das Schicksal noch einmal die Scherben aufheben, kam er nach einer Stunde zurück, lustig wirkend von weitem: Sie hätten noch eine Frist! „Laß uns noch einmal hinaus!“ bettelte er, als wäre sie seine Mutter, und sprang so flink in den Nachen, die Ruder zu greifen als wollte ein Knabe noch eine Lust haben. Sie ließ es schweigend eesehen; nur als sie schon weit auf der blauen Wasserflut waren, als wollten sie wieder zur Insel zurück, hob sie den Blick fragend zu ihm, der ihn zerbrach. „Ich gebe nicht nach Tirol!“ stammelte er und die Ruder sanken ihm hin. Und als sie nun wieder den Blick zu ihm hob, raffte er beide Hände vor sein Gesicht und brütete lange und warf die Hände von sich, als wären sie fremde Gestalten.

„Weißt du den Spruch“ fragte er dann und senkte den Blick, „den Toni, der Schiffer, mir sagte am Abend?“ Und als sie auch dazu nur schwieg, lachte er bitter, ehe er, stöhnend und seines Gutes gewiß, das böse Wort sagte. Sie hörte es an und schwieg, wie zu allem und senkte nur ihren Blick in den Schoß, als er mit seiner wilden Anklage begann: Er habe Ehre und Pflicht vergessen durch sie, die ihm nachreife um ihres Frauentums willen, und habe ihm seinen Manneswillen gebrochen!

„Ich hing dir an!“ sagte Anna v. Minken und hörte die Stimme klagen: „O meine Mutter!“ Aber sie hob ihren Blick wieder auf und hatte die wilde Spur verloren Schelmheit darin: „So wirf mich wieder hinein!“ sagte sie lächelnd auf grausame Weise und hob sich auf von der Bank. Wie sie da stand, und der Nachen leise zitterte, sah der Leutnant vor ihrer stolzen Gestalt und war ein Häuflein Schreden vor ihrem Willen. Die Ruder waren ihm längst ins Wasser gesunken, wo sie einander zuschwammen wie einmal die Rähne, von der Fracht ihrer Schwermut befreit; und seine Hände hielten verzagt den Rand des Schiffes umklammert.

Aber der ruhige Strahl ihrer Augen war stärker; er hob ihn auf von der Bank; und als sie so standen, sah er zum letztenmal, wie schön und warm sie war mit ihren blonden Ringelhaaren. Er streckte die Hände nach ihr; noch einmal waren die schwarzen Vögel vertrieben; und wie die Sonne über ein Feld, warf das vergangene Glück noch einen Schein über ihn, darin Anna v. Minken die Not und Erlösung ihres Geliebten in einer letzten Verzückung erkannte. „Komm!“ sagte sie jauchzend, und warf seinen stehenden Armen die ihren entgegen, daß sie einander umflammten wie niemals zuvor. „O meine Mutter!“ frohlockte die Stimme; da war ihr der Mann in den Sinnen versunken, und die Kraft seiner Arme war all ihre Stärke, die ihn ein paarmal noch wiegte, als wäre ihr Kind ins Leben gekommen, ehe Anna v. Minken, heimkehrend zu ihrer Mutter, mit keiner Not und vergessenen Pflicht im blauen Chiemsee versank.

maschine ihr Unwesen an der Halde dort drüben. Drohend drehte sich der Kranarm des eisernen Riesentieres um seine Achse, Ketten stritten und rasselten, mit einem scheußlichen Kratzen und Knacken fuhr die grimmig geöffnete Krallenfaust in den Weib der Erde und riß den Kies kubikmeterweise heraus, um die Ladung nach abermaliger Drehung des Armes in die Rollwagen des bereitstehenden Feldbahnhofs poltern zu lassen. Maschinist und Heizer — aus der Ferne zwei winzige Zwerglein — beherrschten mit List und Gewandtheit den fauchenden Teufel.

Nie war es früher so laut in der Grube gewesen. Um drei Jahrzehnte zurück dachte der Beobachter auf dem Heidekrautbündel. Und er schloß die Augen vor dem verhassten Wilsch und die Ohren vor dem nervenaufpeitschenden Lärme. Da tauchte in ihm auf, was einstens war, und es gewann Form und Kraft und überzeugende Deutlichkeit. Und er spürte und kostete jegliches Erlebnis wieder, als sei es jüngst erst gewesen.

Den eigenen Vater sah er über das Vogenbrücklein des Bruchgrabens schreiten; an der Hand führte er den jüngsten Bub, der nur zaghaft mittrippelte. Wie eine schrecklich große, leere Stube kam ihm die Grube vor, als er sie zum erstenmal sehen durfte. Nur im Hintergrunde schaukelten die Sandbauern, und ein Fuhrknecht — und was für ein Viehkerl! — trieb seine Gänle trotz der übermäßigen Last mit grausamen Fibern zur Eile. Keuchend erklimmen die schweißbedeckten Tiere den steilen Budel. Da blieben sie zitternd im tiefausgefahrenen Geleise des schlechten Weges hängen. Erichroden drängt sich der Bub zum Vater, denn er sieht, wie der Koblins die Peitsche umkehrt und mit dem dicken Geißelsteden die Diebe hageldicht auf die Rösse fallen läßt. Der Schimmel bäumt sich, wiehert grell, schlägt aus: ein Schrei, ein Sturz! Der Fuhrmann liegt getroffen im Sand; auf seiner Stirne glüht ein roter Fleck. Gelächter medert von der Kieselwand. — Wie? soll es wahr sein? Gott! Er rührt sich nicht! Sie rennen her — schon stüßt ihn eine Hand. Blutbäche quellen über sein Gesicht. Die Gänle aber zerren — wie voll Schadenfreude — unangetrieben ihren Wagen weiter. Nie wieder soll der Peiniger sie schlagen! —

Das Bild verschwimmt, und ein anderes mit stärkeren Farben tritt an seine Stelle. Es war ein böses Jahr gewesen; den ganzen Sommer hatte es geregnet, bis auf dem ganzen Bruch die fette braune Brühe stand. Auch die allzu tief liegende Grubensohle hatte sich mit Grundwasser gefüllt, und ein Weiber — für bescheidene Buben ein gewaltiger See — lud zu allerlei Spiel und Beobachtung ein. Damals kam Heinrich beinahe jeden Tag mit seinen Kameraden den halbtägigen Weg vom Dorfe herüber und freute sich unbändig über das vielfältige Leben, das sich alsbald in den lauwarmen, seichten Ufertümpeln und den kühleren, tiefen Wassergumpen entfaltete. Schon hatte sich der nackte Wüstenboden des Gestades mit kurzem Gras geschmückt. Eine Unmenge behäbiger Frösche hochte breitaukelnd am Strand, um sofort mit saulem Plumpen ins Wasser zu hüpfen, sobald sich ein Mensch näherte. Im Teiche selbst schwammen Millionen von glasklaren Kugeln mit schwarzen Kernen: die Gallerkumpen des Froschlais. Und die endlosen Perlenstränge der Krötenierchen lagen dicht daneben zierlich gereiht. Schon ruderte der eckrätige Wasserkäfer Gelbrand raubgierig hinter den Schwimmern aneswoll schwanzelnder Kaulquappen her. Die Knaben aber watenen mit hochgestülpten Hosen durch den Weiber und fingen die herrlichen Kammschwämmchen mit den orangefarbenen brennenden Näschen. Heiß! das war ein Leben! Gepatscht, gelärmt, gejubelt und gesungen wurde den ganzen lieben Nachmittag, bis das Abendflöten der Amseln zur Heimkehr mahnte.

In jenem Winter aber gab's einen Eislauf, wie nie zuvor. Spiegelglatt war die ganze Fläche gefroren! Und Heinrich kam mit all den Gefellen. Schäumend vor Uebermut schoß man dahin, federleicht schwebend — schier wie ein Vogel — oder laufend wie ein Pfeil! Wohl halbe das Echo der Knabenlust von der schwarzen Föhrenwand zurück oder brach sich schmetternd in den Winkeln der braungelben Sandbarriere. In unermesslicher Höhe des frostglatten Himmels hing rüttelnd ein Weib und äugte scharf nach der tollen Schar herab. Keine fünf Minuten wurde ausgehauert, und schon ging das wilde Rennen wieder an. Blindwilder Ehrgeiz jagte in den Pulsen das Blut rascher. Am meisten lockte doch immer die gefährliche dünne Stelle in der Mitte des Teiches. Da war das Eis von wunderbarer Helle, durchsichtig wie Kristall, und grüne Tiefe glökte darunter. Nur ein kühner Schuk trug den klinken Säuser hinüber, während es unter ihm knisterte und schwankte. Schon krenzten sich allenthalben die Risse und Sprünge, aber Heinrich, von seinen Genossen aufgestachelt, nimmt nochmals den Anlauf — stolpert, schmettert hin, bricht ein, brüllt, rudert, versinkt, taucht auf — und oh! endlich die rettende Hand auf der letzten festen Scholle! Die Freunde schaffen den patzhaften Waghals heimlich nach Haus. Ein gefährliches Fieber jedoch bringt die dumme Geschichte ans Tageslicht, und er muß den Eltern in die Hand versprechen, nie wieder die schlimme Grube zu betreten.

Ein halbes Jahr war damals gut verstrichen, bis der wilde Bub das väterliche Verbot übertrat. Aber er konnte ja nicht anders! Der Kern und Mittelpunkt des Lebens, das Beste der Heimat, schien ihm zu fehlen. Und ein Maitag blüht auf und überzieht mit der Fülle seines blendenden Lichts die grellgelben Sandbänke. Weit und breit im Feld kein Mensch, in der Grube alles still; der Nachmittag brüht über dem äppigschwellenden Leben des Teiches. Zwischen olivengrünem Algenkleim und Urkeimgewässer wuchern stachelige Vinsbüschel, Tier und Pflanze wett-

eifern in frechstrotzender Fruchtbarkeit und hängen voll gärender Wollust in der Kraft des allmächtigen Triebes. In der verborgenen Ecke des Kieselochs lauern zwei Knaben. Man weiß nicht, ob man sie schon zu den Jünglingen zu rechnen hat. Was ist es, daß ihr Blut so schwerflüssig wie nie zuvor durch die Adern rollt? Eine Unruhe ist über Heinrich gekommen, und er zieht den Freund mit fort zum Weiber. Wie von ungefähr langt seine Hand in das wohlige warme Naß und erwischt ein Paar von Fröschen, die in innigster Umarmung sich umschlungen halten. Das eiserne Ur-geschehen, das heilig schweigende Rätsel der Zeugung, seltsam und noch dichtverhüllt taucht es auf in den beiden Suchern am Ufer. Und müden Schrittes, doch getrieben von einer unerklärlichen Erregung, umzirkeln sie den Teich und sehen den Zwang der Paarung in tausendfältiger Gestalt an unzählbaren Geschöpfen. O unzählbares Glück für jeden, dem der Schleier des schicksalentscheidenden Geheimnisses nicht von rohen Händen weggeriirt wird in die Strazgenosse! O feierlichdunkle Melancholie des goldenen Maitages, da das Blut wissend wird und Knaben zu Jünglingen macht!

Doch auch dieses Bild verschwimmt, und das nächste mit fast schmerzlichgrellen Farben tritt feindlich auf. Die noch viel heißere Sonne eines schwülen Augusttages drückt mit wahrhaft afrikanischer Glut auf die fasten Sandmauern, die dastehen, starr und schreckhaft unwirklich, wie tote Kulissen. Hinter einem der sturpigen Kiefernbüsche, die in den letzten Jahren — vom Walde her vordringend — die besten Stellen der Grubensohle erobert haben, liegt ein sehr einsamer Grübler und zermartert sich den Kopf, um einen Entschluß hervorzubringen. Durchs Land hin brausen die Büge und hallen so drohend hohl; Gesang und Jauchzerrufe dringen verworren vom Bahndamm her übers Bruch: Es ist Krieg! Vor dem sinnbetörenden Lärm, vor dem Laumel des Begeisterungsrausches ist der Sonderling geklohen, um im Herzen der Heimat wieder zu sich selber heimzufinden. Qualvoll ringend redt er die Glieder und wirft sich hin und her in der Wucherwildnis des wunderblau blühenden stolzen Ratterkopfes, oder bückt sich unter die goldflimmernden Kronleuchter manns hoher Königsferzen. Aber die Schnaken lassen keine Ruhe: sie summten in wilder Zudringlichkeit und stechen wie verrückt in Gesicht, Arm und Schenkel. Der Siebzehnjährige springt auf; er denkt an seine kranke Mutter, die schon vier Söhne blutenden Herzens ins Feld geschickt hat. O wie haßt er den Krieg, der junge idealistische Friedensschwärmer! Aber dennoch: es muß sein! Niemand soll ihn feige schelten! Und er steigt den Büchel hinauf zum Waldbrand, umarmt inbrünstig die riesige Kiefer und fühlt in dieser harten Stunde mit grauamer Deutlichkeit, wie heiß er an diesem Fleck Erde hängt, der so verachtet von allen gemieden ist. Er schöpft eine hohle Hand voll glühenden Sandes und läßt ihn wohlighotend durch die Finger rieseln. Ein letzter Blick durch die Bitterluft auf den silberblühenden Teich und die Grubenwildnis — und schon marschirt, einen frischen Föhrenzweig am Hut, der blutjunge Kriegsfreiwillige der Kaserne zu.

Drei Jahre weiter grünt und blüht die wirre Wildnis in dem sich selbst überlassenen Kieseloch. Ein neblig matter Februarstag hängt fröstelnd über der Ebene. Durch die Stangenallee hochaufgeschossener Pappeln kommt den Bruchgraben entlang ein Soldat gehinkt; an einem Stock schleppt sich die elende, zusammengeschoffene Gestalt fort. Gelb und hager das Antlitz, unter der Nase die tohlschwarze Bürste eines kurzen Bärtchens. Die Augen flackern unheimlich und ergreifen gewalttätig die nächsten Gegenstände. Der zwanzigjährige Invalide biegt vom Fahrweg in die verlassene Sandgrube. Ein inneres Feuer scheint sein Gesicht plätzlich zu erleuchten; seine Rüstern weiten sich, kräftig wölbt sich die Brust und zieht den Hauch der Heimat in die Tiefen der Lunge. Ja! Hier ist es, das Land der Seele, für das er sein blühendes Leben gewagt und sein Blut gegeben! Und er tritt an die hohe Sandwand und betrachtet mit eigentümlichem Glücksgefühl die oft beobachteten Schichten aus der Urzeit: hier mächtige Bänke dicker Kieselkugeln, dort fetter, blaugrauer Ton, dazwischen Flöße von feinstem Flußsand, den der Vater Rhein vor undenklichen Zeiträumen hier abgesetzt haben muß. Oder wohte damals noch ein Meer vom Wasgau bis zu des Schwarzwalds Zadenlinie? Der Genesende lächelt mild vor sich hin und sucht ein paar bunte flache Kiesel zusammen, um sie wie einst nach Knabenart über's Wasser hinprellen zu lassen. Und wie eine bittere Nahrung überkommt es ihn, sodas er unwillkürlich die kranke Vinke in den Feinsand einbetten muß. O wie wohl tut dies Bad dem brennenden Narbenschmerz! Und dort, der Teich: wie hat er sich verändert! Ein Dicht übermannshohen Schilfes umsäumt ihn, und kniehohe Weidenruten, deren Samen die Winde hierhergeweht, wachsen aus den sumpfigen Moospolstern. Zwischen schmutzigen Felsen des letzten Schnees steht der arme Soldat auf seinem geliebten Sande und ist so reich, daß er wieder heimfinden durfte.

Der träumende Mann unter der uralten Feldensöhre ist aufgesprungen; er schüttelt sich, tritt an den äußersten Saum des Abgrundes und dehnt die Arme weit hinaus, als verlange er eine entschwindende Gestalt zu fassen. Der erschütterte Boden gibt unter seinem Fuße nach, ein paar derbe Kieselwaden kollern in die Tiefe und reißen ein Kieselklüßchen feinsten Sandstaubes mit. Erichdreht springt der Wanderer zurück, und sein Gesicht starrt jetzt mit einem traurigen Ausdruck in den verwilderten Kessel. . . Wohl — jene Wunden des Leibes sind längst geheilt; gottlob, nahezu die volle alte Kraft strömt wieder durch die Adern und spawnt die Gelenke spielend. Aber jene körperliche Zermalnung, die beinahe das Leben gekostet hätte, sie war ja auch nur der Auf-

takt zum reiferen Schicksal, der Mitterschlag des werdenden Mannes, die äußere Schmerzprobe für viel größere seelische Marter. O wie konnte das Leben locken und schmeicheln, um plötzlich mit einem Krallenhieb der hinterlistigen Tabe grimmige Wunden zu reißen, die niemals wieder sich schlossen! War es nicht an einem Juniabend, als er die teuer erkämpfte, die blonde, königliche Gestalt durch schwellendes Korn den Saumpfad dahersührte? Draußen im Bruch fuhr der laue Wind durch die silbernen Bogen des schier endlosen Grasmeeres. Der junge Mensch aber führte seine Geliebte zum moosigen Abhang, und sie saßen unter dem überhängenden vollerbühten Winterbusche und schwiegen; ihre Blicke aber trafen sich auf dem stillen Weiher, auf dessen pechschwarzer Flut eine schneeweiße Seerose mit schon geöffneter, feuchter Märchenblume schwamm. Da nahm er sich ein Herz und erzählte dem Mädchen aus der Steinwüste der Riesenstadt, wie er von Kind an an diesem verwilderten Fleck Erde hingeh, der ganz sein eigenes Wesen darstelle, und er schilderte mit der Kraft hinreichender Ueberredung, daß nichts auf der Welt ihm heiliger sein könne, als dieser dürre Sand mit seinen trostigen Föhren und Pflanzen, seltsamen Tieren und schwer belauschbaren Geheimnissen. Und die flammenden Siegel tiefersehender Kräfte schienen Zeugnis zu geben für den Bund zweier Leben.

Als ob eine erste Liebe ewig halten könne! Es war ein Dezemberstag; Schnee bedeckte die tote Ebene. Die Dörfer kauerten stumpfsinnig in den grauen Hintergründen, der Wald knarrte und senkte unter der grausamen Bürde. Suchend kam einer die Halbe herausgelaucht; er fand sie nicht, die größte Heldensöhne — sie war gefüllt! Doch — dort lag noch ihr herrlicher Leib, und der Mann wachte mit bloßer Hand den Schnee weg und setzte sich. Der Teich lag in der Tiefe moorschwarz mit schwefelgelben Händen, ein vor Gram gebrochenes Auge, das leblos anlagend in den Himmel stierte. Die Kiefernbüsche und das aufgeschossene Weidengebüsch waren an diesem Einauge die borstigen Wimpern, in denen plumpe Schneehaufen wie erstarrte Tränen des Jammers hingen. Auch der Mann auf dem Baumstamm war dem Weinen nahe, doch tapfer würgte er die fürchterliche Bitternis die Kehle hinab.

O wie war doch alles Lug und Trug gewesen und schöne Selbsttäuschung! Wie auch konnte er sich einbilden, das flüchtige Großstadtkind würde jemals ihn verstehen und im Kerne begreifen, ihn, den zähen, schollenverwachsenen, einiemen Gräbler und Schaffer! Nein, sie hatte seine Tiefe und Gründlichkeit nicht ausgehalten, sie war durch seinen Sehnsuchtstraum weitergeschwebt zu angenehmeren Zielen. . . . Und dann war er allein geblieben im verrückten Wirbel und Toben der Großstadt, verraten, verkauft und verlassen. Keine Menschenseele zu Trost und Aussprache nah und fern, bohrendes Heimweh im Herzen, marternder Zweifel im Hirn. Nichts um sich als die nackten vier Wände der Arbeitsstube, und Nächte: zerdacht, zerfressen, durchbohrt von eifrigem Denken, und Verzweiflung — übermenschlich aufwachsend. Und da war's über ihn gekommen wie letzte Rettung: Fort, hinaus! Weiber, Wahnwitz, toller Laumel, Nalerei und gellendes Lachen. Dann die Heise: Etel und Glend — die Pistole an der Stirn — nein! Flucht ins Herz der wahren Retterin, der Heimat.

Wut über das! Heinrich schüttelte die böse Erinnerung wie ein Frostschauer. Ingrimig raute er an der nächsten Winterstunde; die aber hatte so zähe Striemen, daß sie tief in seine Hand einschritten, bis er sie schmerzhaft löst. Dann trat er mechanisch zurück, und beinahe hätte er einen Anlauf genommen, um über die sechs Meter hohe Böschung hinabzuspringen, wie sie als freche Dämon häufig gefan. Sei, war man da durch die Luft gewirbelt, um nach gewaltigem Bogen halbsehwindig in den weichen Siebsand aufzuschlagen! Aber nein — solche Baghalligkeiten, bei denen man immer einen Beinbruch riskierte, standen ihm nicht mehr zu! Wochten es seine eigenen Söhne in eifigen Jahren ebenso treiben! Und er legte sich lächelnd am Abgrund in den Kakenklee, dessen Wollbüschelköpfe sich schmeichlerisch an seine Glieder drängten. In seine beiden Knaben dachte er jetzt, die ihm sein stilles Weib geschenkt hatte. Und er sah einen Herbst, prangend von brennenden Farben, und den Bruchweg daher kam die hohe Frau, das Erstgeborene an der Hand, das der ernste Mann ihr führen half, denn es hatte erst kürzlich trippeln gelernt. Da war eine herbe Kraft und witzige Reife aus der Natur durch Mann und Weib geströmt. Und er hatte, stolz am steilen Bord sich aufplanzend, sein Büblein hoch in die Luft geschwungen und es der alten Grube geweiht. O wie jauchzte da das Kind bei der gefährlichen Fahrt

über die gährende Tiefel! Und in summer Dankbarkeit drückte er seinem Weibe die Hand, ihr, der letzten nach den vielen, die an seines Wesens Wahrheit vorbeigeschickt hatten. Viel reden konnte er nicht; er dachte zu stark noch an die von andern geheuchelte Verständnisinnigkeit. Aber es genügte vollauf, daß er mit ausgestrecktem Arm auf den Urwald baumhoher Weiden wies, die in den letzten Jahren den bald erscheinenden, bald austrocknenden Teich strotzend erfüllten.

Das war das letztemal gewesen, daß er an diesen Ort gepilgert war — zur Selbstbesinnung und Stärkung seines Besten. Seitdem war sein Leben glatt und ruhig verlaufen, ja — mit Einschluß der üblichen Familienorgen — so normal, daß er sich dessen beinahe schämte. Was unterschied denn überhaupt sein Leben von dem nächsten Duzend oder Hundert anderer Lebensgänge? War es nicht immer und überall daselbe: Goldene Jugend und wilde Flegeljahre, Kriegsdienst, erste Liebe und Enttäuschung, Zweifel, Mauth und Verzweiflung, und endlich die gültige Reife und entwirrende Pflegehand einer Frau. . . . Heinrich fühlte sich betrogen; noch nie bis auf den heutigen Tag hatte er in harter Wahrsamkeit zu sich selber einen solchen Lebensüberblick getan, der mit einem so mittelmäßigen Ergebnis abschloß. O, mit welchem Wagemut war jener Stürmer und Schwärmer ausgezogen, das Leben zu meistern — und jetzt mußte er bekennen, daß er ihm mehr als einmal wie der erbärmlichste Stümper gegenübergestanden war! — Aber nein, etwas Großes war doch in seinem durchschnittlichen Schicksal gewesen: Die unbegreiflich heilige Liebe zu dem Plas da unten! O ja! — Heinrich atmete schwer — dies war's, was die auseinander fließenden Bilder seiner Werdeinstufen zusammengehalten hatte, so daß es jetzt dem rückschauenden Blicke schien, als habe von vornherein ein wohlbestimmter Plan der Entwicklung bestanden. Hatte er nicht von diesem stillen, verlorenen Winkel aus sich die engere und weitere Heimat, das Vaterland und die Welt geistig errungen? Und hatte es nicht von den Reisen und Wanderschaften durch ferne üppige oder romantische Gegenden ihn immer wieder zurückgeschlendert in die angeborene, ins Blut übergegangene Landschaft, in die rheinische Sandebene mit dem Horizont verschwimmten Schwarzbauen Kieferwaldwänden und dem unvergleichlichen Genuße des freien Blicks über graswallendes Bruch auf die wechselvolle, duftigzarte Kammlinie des Schwarzwalds!

Ja — Heinrich fühlte es mit Stolz — er war tief verwurzelt mit dieser Landschaft, die er begriff wie kaum ein anderer. Trost allem Unglückseligen: fest hatte er im Leben gestanden, weil er diesen einen Punkt des Erdballs als Kern und Seele betrachtet hatte. Und gerade diese einfältige alte Grube hatte es ihm als Mittelpunkt und Verknüpfung der Schicksalsfäden angefaßt! Warum? Weil er ungeheuer eindringlich das ganze Schöpfungswunder an diesem Plase erlebt hatte, weil er von Kind an raunend beobachtet durfte, wie — gleichsam aus dem Nichts angefloten — eine wunderliche, lieblichwilde, heilighunberührte Welt sich hier aufbaute. Und wie ein Erkenntnisblick hatte es ihn neulich durchzuckt, als er zufällig bei Schopenhauer die Stelle entdeckte, die sich ganz auf sein Verhältnis zur alten Kiesgrube zu beziehen schien: „Wie künstlerisch ist doch die Natur! Jedes unangebaute und verwilderte, ihr selber frei überlassene Fleckchen, sei es auch klein, schmückt sie alsbald auf die geschmackvollste Weise, bekleidet es mit Pflanzen, Blumen und Gesträuchen, deren ungezwungenes Wesen, natürliche Grazie und anmutige Gruppierung davon zeugt, daß sie nicht unter der Zucht des großen Egoisten aufgewachsen sind, sondern hier die ewige Natur frei gewaltet hat.“

Und jetzt sollte menschliche Gewinnsucht und rohe Tölpelerei das ganze Paradies der seltensten Tiere und Pflanzen zerstören. Mit Gram im Herzen raffte sich Heinrich auf und stieg in die Grube hinab; es galt Abchied zu nehmen. Ein paar stille Augenblicke stand er im dämmerdunklen Dickicht der gewaltigen Weiden, fast erdrückt von der Masse des Schilfes. Die Wasserläufer tanzten nervös zudend auf dem Moorloch. Der Mann riß sich los und trat mit Widerwillen zum jenseitigen Abhang, dicht vor die kreischende Baggermaschine. Ein furchbares Loch hatte die Freierin ins Land gebissen, aber immerhin — das eigentliche Wuchergrätlein lag noch unberührt. „Hallo!“ rief Heinrich dem Maschinisten zu, „wieviel Sand habt ihr jetzt schon auf das Fingeld geschafft?“ „4000 Kubikmeter“, erwiderte der Eisene. — „Morgen geht's fort von hier!“ Fast wäre Heinrich vor Freude etaumelt. Es war ihm wie einem Schwerkranken, dem das Leben neu geschenkt wird. Pfeifend marschierte er über das Bruch den Bergen zu.

## Riesel Nopper / Verschlüssen.

Wie Kinder oft vor fremden Gärten stehn  
und schauen traumverloren in die Pracht,  
nicht müde werden, hinzusehn —  
und tausend Wünsche sind erwacht

so lehn' ich oft in wehem Sein  
am Tor vor meinem stillen Garten —  
Du hast den Schlüssel, — laß mich ein!  
Du hörst mich nicht — — und ich muß warten.